

„Kommt das Konzil auch nach Gailingen?“

Wie das Zweite Vatikanische Konzil im Erzbistum Freiburg aufgenommen wurde

Ein Konzil ist mit den eigentlichen Beratungen in der Konzilsaula nicht abgeschlossen. Zum Erfolg eines Konzils trägt bei, wie seine Ergebnisse von den Gläubigen aufgenommen werden. Wie war das im Erzbistum?

Von Michael Quisinsky

Vor seinem Aufbruch nach Rom zur Konzilsöffnung wandte sich Erzbischof Hermann Schäufele im Oktober 1962 an die Gläubigen: „Wenn der Herr Weihbischof“ – gemeint ist Karl Gnädinger – „und ich als ihre Bischöfe (...) in die Basilika von St. Peter einziehen, dann tun wir es als Träger der Hirten- und Lehrgehalt. Meine Bitte ist diese: Geben Sie uns die Versicherung mit, (...) dass wir auch dort stehen können als Zeugen Ihres leuchtenden Glaubens.“ Nach Abschluss des Konzils bat er: „Machen Sie sich das Konzil zu eigen.“

„Die eigentliche Arbeit ist nach dem Konzil zu leisten“

Beide Zitate zeigen: das Konzil war eine Sache der ganzen Kirche. Daran mag etwa Paul VI. gedacht haben, als er „die ganze Kirche im Konzilszustand“ sah, oder auch der Karlsruher Stadtdekan Karl Josef Fluck, der sich im Pfarrbrief St. Stephan die Katholiken als „Konzilsmenschen“, das heißt „Zeitgenossen“ und „Mitarbeiter“ des Konzils wünschte – so könne das „Konzilsereignis“ zum „Konzilerfolg“ werden.

Zeitzeuginnen und Zeitzeugen berichten von einer besonderen Atmosphäre im Umfeld des Konzils, das weit über die Grenzen

In der Weihnachtsausgabe 1962 des **Konradsblatts** erschien dieses Foto: Erzbischof Hermann Schäufele beim Verlassen des Petersdoms, in dem am 9. Dezember drei Heiligsprechungen stattgefunden hatten.

der katholischen Kirche hinaus prägte. Der spätere Mannheimer Stadtdekan Horst Schroff charakterisiert die Stimmung: „Es geht wirklich ein ‚Ruck‘ durch die Gemeinde. Man freut sich, ‚Kirche‘ zu sein, und will mittun.“

Die Vielzahl an persönlichen Eindrücken hierbei kann allerdings kaum auf einen Nenner gebracht werden. Dies liegt an den unterschiedlichen Lebensbedingungen und -erfahrungen derer, die das Konzil rezipierten, aber auch am Umfang der Konzilsdokumente und ihrem voraussetzungs- und folgenreichen Inhalt.

Kurz nach Konzilsende beschrieb die Zeitschrift „Lebendige Seelsorge“ eine Art Zwischenzustand: die Konzilsdokumente „sind zu umfangreich. Sie müssen erst auf die Verwirklichung in der Seelsorge studiert werden. (...) Aber der Wille zum Werk der großen Erneuerung ist angesprochen. Gemeinsam mit ihren Presbyterien und gemeinsam mit der durch das Konzil in ihre alte christliche Würde eingesetzten Laienschaft wollen die Bischöfe an die Durchführung der Konzilsbeschlüsse gehen“.

Nun hat das Konzil aber nicht einfach „Beschlüsse“ gefasst, die man dann der Reihe nach „umsetzen“ konnte. Vor allem hat es in Buchstabe und Geist „stilbildende“ Wegweisungen vorgegeben. Man kann deshalb verstehen, wenn im Konstanzer Sonntagsblatt „Suso-Blatt“ eine Vortragsreihe in der Pfarrei Bruder Klaus in Konstanz mit der Einschätzung angekündigt wurde, dass das Konzil beendet sei, „aber doch ist es wieder nur ein Anfang (...) Die eigentliche Arbeit ist jetzt nach dem Konzil zu leisten“.

Auf einer Dekanekonferenz in

Bad Griesbach 1965 gab der Direktor des Collegium Borromaeum, Franz Huber, zu bedenken, dass der genannte Zwischenzustand zwar gerade im Bereich der Liturgiereform eine „gewisse Unruhe“ mit sich bringen könne. Da aber andererseits die Liturgie „lange Zeit hindurch eingefroren, steif“ war, hielt er einzelne „Entwicklungsstörungen und Wachstumshemmungen“ für normal.

„Erneuerte Liturgie und vertieftes Kirchenverständnis“

Das Beispiel der Liturgie im Leben der Gemeinde zeigt übrigens auch, wie die regionale Christentumsgeschichte die Konzilswahrnehmung prägen konnte: „Was wir uns heute wünschen und auch schon besitzen: Erklärung der Riten, Einführung des allgemeinen Kirchengesangs, Betonung der Predigt, Verwendung der Muttersprache, Stärkung des Pfarrbewusstseins und anderes war auch Anliegen Wessenbergs und wurde also vor 150 Jahren in unseren Gegenden schon erprobt“, so 1965 der Weingartner Benediktiner Gebhard Spahn in einem Vortrag über den letzten Konstanzer Generalvikar Ignaz Heinrich von Wessenberg.

Als „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ (Lumen gentium 11) ist die Liturgie eingebettet in die vielfältigen Lebensäußerungen der Kirche, die „Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (Lumen gentium 8) ist. So gehen Liturgie und Kirchenverständnis Hand in Hand.

In einem Zeitzeugenbericht erinnert sich denn auch Erzbischof Robert Zollitsch, dass er als Kaplan erlebte, „wie aufmerksam und bereitwillig unsere Gemeindeglieder etwa die Erneuerung der Liturgie oder die Vertiefung des Verständnisses von Kirche aufnahmen, wenn sie ihnen erschlossen und vertiefend vermittelt wurden“.

Ein solcher Vermittler war Weihbischof Gnädinger, der besonders auch für die Caritas zuständig war; in einem seiner zahlreichen Vorträge fasste er prägnant zusammen, dass das „ganze Werk der Kirche (...) ein

Ministerium, ein Dienst“ ist. In diesem Sinn suchten Christinnen und Christen nach Möglichkeiten, sich für Kirche und Gesellschaft in den Dienst nehmen zu lassen.

Landvolkpfarrer Paul Wollmann etwa berichtet von der „Dorfwoche Gissigheim“ im Kreis Tauberbischofsheim, wo erkundet wurde, „wie man in Dörfern, die im Umbruch stehen (und das sind fast alle!) zu einer inneren Erneuerung kommen kann. Im nachkonziliaren Sinn geht es um die ‚Kirche in der Welt von heute‘, also um die Kirche im Dorf“.

Eine Dorfpfarrei rezipierte das Konzil selbstredend mit anderen Akzenten, als es zum Beispiel Pfarreien in den zahlreichen Neubaugebieten taten. Dort bestand, wie Horst Schroff am Beispiel seiner damaligen Pfarrei Zwölf Apostel in Mannheim-Vogelstang in einem Zeitzeugenbericht resümiert, die „Chance (...) fast beim Punkt Null anzufangen“.

Die unzähligen Katholikinnen und Katholiken, die sich in das kirchliche und gesellschaftliche Leben vor Ort einbrachten, beherzigten dabei wohl nicht selten ein Wort aus Weihbischof Gnädingers Ansprache beim Konzilstag 1966 in Offenburg. Ihm zufolge „dürfen wir es (...) in Zukunft der Kirche nicht verübeln, wenn sie nicht einfach ein Rezept ausgibt für irgendeine Frage der Welt. Und wir müssen es uns etwas abgewöhnen, einfach an einen Bischof zu schreiben oder an den Papst zu schreiben, was ist da und da zu machen. Wir müssen selbst als bewusste, als überzeugte, als selbstständige Christen, die ein eigenes Gewissen von Gott bekommen haben, auch diesen unseren Gewissensentscheid respektieren und nach diesem unseren Gewissensentscheid unser Leben einrichten.“

Christliches Leben und Denken nach dem Konzil zeichnete sich folgerichtig durch eine neue Intensität des innerkirchlichen Dialogs auf allen Ebenen aus. Mitglieder der Bistumsleitung, der Theologischen Fakultät und Geistliche des Erzbistums nahmen im „Oberrheinischen Pastoralblatt“ verschiedenste Fragen aus der Perspektive des Konzils in den Blick. Auch vor Ort gab es „praktisch kein Thema des religi-

ösen und gesellschaftspolitischen Raumes, das (...) nicht angesprochen wurde“, wie die Pfarrchronik von Mannheim, St. Bernhard, berichtet: „Geprägt durch die Zeit des Konzils wurde (...) ein monatliches Diskussionsforum veranstaltet, das weit über die engen Grenzen der Pfarrei hinaus bekannt wurde.“

In Gailingen initiierte Pfarrer Marzell von der Harterd 1966 einen Männer(!)-Frühschoppen zum Thema „Kommt das Konzil auch nach Gailingen?“. Dialog zu führen bedeutete allerdings auch, mit Konflikten – nicht zuletzt zwischen den Generationen – umgehen zu lernen: Bei einer Podiumsdiskussion Harterds mit Jugendlichen in Singen a. H. war dem Bericht des „Suso-Blattes“ zufolge „in Kürze (...) der zweifellos vorhandene Autoritäts- und Generationskonflikt zu spüren. Pfarrer Harterd kommt aus der Jugendbewegung, aber es war jene Zeit, als die im Saal anwesenden Jugendlichen noch nicht auf der Welt waren. Sie haben andere Vorstellungen, vor allem viele Zweifel und Fragen, die sie nicht immer präzise formulieren können (...)“

Der innerkirchliche Dialog fand Ausdrucksformen

Pfarrkurat Franz Heinzmann warb um Verständnis dafür, dass die junge Generation in der Kirche jene Diskussionskultur erwarte, die sie aus der demokratischen Gesellschaft, in der sie aufgewachsen ist, kennen. Offensichtlich nicht ohne Erfolg: „Seelsorger und Jugendliche trennten sich voneinander mit einer gewissen Hochachtung, mit Verständnis der Einen für die Anderen.“ Wenn ein konstruktiver Dialog zwischen den Generationen möglich war, waren die Generationsunterschiede zwanzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs doch erheblich. Im kirchlichen Leben betrafen sie Grundfragen des Glaubens ebensowenig als die Aus-

drucksformen des Glaubens.

Der im Umfeld der Konzilsrezeption, besonders der Liturgiereform, rührige Freiburger Pfarrer Eugen Walter etwa, von Vertretern der Vorgängergeneration – darunter Erzbischof Conrad Gröber – für sein Eintreten für die liturgische Bewegung kritisiert, tat sich nach dem Konzil selbst etwas schwer, zum Beispiel mit dem „Politischen Nachtgebet“ als Gebetsform von Angehörigen der Nachfolgenergeneration, mit der er im Übrigen in seiner Pfarrei in sehr gutem Kontakt stand.

Im symbolträchtigen Jahr 1968 wurde, auch vor dem Hintergrund der Frage nach der Autorität, die Enzyklika „Humanae vitae“ in Kirche und Gesellschaft heftig diskutiert. Aus den abwägenden Worten des Konstanzer Priesters und Religionslehrers Josef Hall, der die gesamte Konzilszeit über in der Bodenseeregion in bestens besuchten Vorträgen als „Theologe vor Ort“ Vermittlungsarbeit leistete, spricht in diesem Zusammenhang der Wunsch nach einem konstruktiven Dialog zwischen den Generationen ebenso wie zwischen Laien und Amtsträgern, aber auch generell zwischen dem christlichen Glauben und seinem zeitgenössischen Zusammenhang.

Die ersten Pfarrgemeinderatswahlen 1969 bedeuteten vor diesem Hintergrund, dass der innerkirchliche Dialog dauerhafte Ausdrucksformen fand, der in Dekanats- und Diözesanrat eine Fortsetzung nahm und 1971–1975 in die gemeinsame Synode der deutschen Bistümer in Würzburg mündete. Die bis heute oft unbemerkt weitergehende, alltäglich-selbstverständliche Konzilsrezeption in den Gemeinden, zu der drei Jahrzehnte nach dem Konzil und zwei Jahrzehnte nach Würzburg als herausragende Station das Freiburger Diözesanforum gehört, konnten darauf aufbauen.

Der Autor ist promovierter Theologe und arbeitet in der Schweiz